

Über den deutschen Aufsatz

Autor(en): **Züricher, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **8 (1903-1904)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werden und die Scheidung in Volksschullehrerinnen und Lehrerinnen für die Oberstufe erst im Präparandenjahr beim Unterricht in der Pädagogik und den theoretischen Fächern geschehen. So trennte kein Unterschied in der Bildung mehr die Lehrerinnen, sondern es bestünde bloss eine je nach der individuellen Begabung vollzogene freiwillige Teilung der Arbeit.

Und da die Schule da einsetzen soll, wo das Elternhaus nicht mehr genügt, muss in der Schulverwaltung die Frau, die Lehrerin oder die Mutter, die ja in der häuslichen Erziehung die grösste Verantwortung trägt, auch ihre Stimme geltend machen dürfen. Sie bereite sich aber vor, mache sich bekannt mit den neuen psychologischen, pädagogischen und hygienischen Grundsätzen, um zum Amte tüchtig zu sein, der „Kinder Land“ nicht nur zu lieben, sondern richtig zu bebauen. — Die Möglichkeit, alles zu lernen, soll der weiblichen Jugend geschaffen werden; im Weibe selber, in seiner Natur liegt die Grenze und die Erfüllung. Aber was die Frau an geistigem Gut gewinnt und erwirbt, ist nicht bloss Kapitalanhäufung, sondern Mittel zum Zwecke, und der ist, sie will mit ihrer Kraft, ihrem Wissen und Können und ihrem ganzen Herzen der Menschheit dienen.

Das ist es, was ich als Quintessenz vom Kongress heimgebracht habe. Das Stärkende liegt darin, dass der Gedanke uns allen schon lange lieb ist. Hört man ihn an solcher Stelle, vor so vielen Ohren ausgesprochen, direkt und indirekt, dann weiss man sich von neuem ein Glied der grossen Menschenkette, Weggefährte, der mit vielen dem gleichen Ziele entgegenstrebt, Arbeiter, der mit vielen am gleichen Werke steht und desselben Tages Hitze und Last und Freude trägt.

L. Z.

Über den deutschen Aufsatz.

Von G. Züricher.

Wenn ich von dem in Bern stattfindenden internationalen Kongress für Zeichenlehrer gelegentlich abschwenke in den ebenfalls in der Hochschule abgehaltenen Ferienkurs für Lehrer, dann empfinde ich allemal etwa das Gefühl, das man hat, wenn man von dürrem, schwülem Stoppelfeld plötzlich auf eine Anhöhe tritt, auf der einem ein frischer Wind entgegenweht.

So ungefähr ging's mir auch eines Abends, als ich dem Referate von Herrn Dr. v. Greyerz über den deutschen Aufsatz beiwohnte. Die da ausgesprochenen Ansichten waren so interessant, dass sie wohl verdienen, auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Möglicherweise passt dies und das zwar nicht allen in den Kram, aber dann bietet sich wenigstens Stoff zu fruchtbaren Erörterungen und Austausch von Erfahrungen auf diesem wohl allen wichtigen Gebiete.

Während von anderer Seite schon die Ansicht ausgesprochen wurde, der Aufsatz sei als überlebt und überflüssig abzuschaffen, findet der Referent denselben unbedingt notwendig, da er von allem Unterricht am meisten dem Kinde Gelegenheit bietet, seine Erfahrungen und Beobachtungen mitzuteilen, seine Phantasie spielen zu lassen und sein sittliches Urteil zu üben. Aber unwesentlich beim Aufsatz sei, dass derselbe schriftlich ausgeführt werde, da Grammatik und Orthographie auf andere Weise geübt werden können. Wenn der Schüler frei vor der Klasse steht und seinen Aufsatz auswendig vorträgt, ist

sein Gewinn dabei grösser als beim Niederschreiben; denn entweder kommt noch Gedächtnisarbeit dazu, wenn der Aufsatz zu Hause überdacht und auswendig gelernt wurde, oder es ist eine intensivere Gedankenarbeit dabei, wenn er im Moment selbst gemacht werden muss. Diese Art von Aufsatz bedeutet für den Schüler also eher eine Erschwerung als eine Erleichterung, aber sie führt dazu, den Zwiespalt zwischen dem kümmerlichen Reden und tadellosen Schreiben, der sich auch im bürgerlichen Leben so oft geltend macht, auszugleichen. Der mündliche Ausdruck sollte dem schriftlichen gleich sein; deshalb lässt der Referent oft die Hälfte der Klasse ihren Aufsatz frei vortragen, während die andere ihn schreibt; denn der Aufsatz ist nur zu betrachten als die Niederschrift eines Vortrages. Dabei stellt Herr v. Greyerz folgende Forderungen:

1. Als Themata sollen lauter dem Kinde ganz bekannte Stoffe gewählt werden, solche, die in seinem Erfahrungskreis liegen, etwa in der Art „Wie meine Mutter den Kaffee kocht“; auch Beschreibung von Bildern passt gut dahin.

2. Nur Selbstbeobachtetes, Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes soll das Kind niederschreiben; man lasse lieber den einfachsten Gegenstand beschreiben, als fremde Gedanken über etwas bringen; da wird man bald die unglaublichsten Beobachtungsfehler bei den Kindern entdecken.

3. Um dem Kinde deutlich zu machen, dass man nur *seine* Beobachtungen, *seine* Erfahrungen will, soll der Lehrer rein gar nichts zum Thema sagen, und zwar passt das für alle Themata, aber natürlich müssen dieselben so formuliert sein, dass der Schüler durch Nachdenken darauf kommen kann, was gemeint ist. Das Erfassen der Aufgabe und das Selberfinden, an welchem Zipfel sie anzupacken sei, das ist die Hauptsache am Aufsatz, das ist die individuelle Tat des Schülers, die ihm der Lehrer nicht durch Wegleitung vorweg nehmen soll. Und dass die Aufsätze individuell werden, das ist die Hauptsache; der Schüler muss darauf kommen, dass seine eigne Arbeit Wert hat. Die Arbeiten werden dabei nach einer Hinsicht schlechter, aber in der Hauptsache besser: sie werden selbständiger. Wenn ein Schüler etwas falsch anpackt, schadet das gar nichts; nachher korrigiert man es ihm, und das gibt Erfahrungen fürs Leben.

4. Man achte auf grösste Abwechslung in der Wahl der Themata; es hat fast jeder Lehrer ein Lieblingsgebiet, aus dem er immer schöpft; davor sollte man sich hüten. Auch in der Art des Aufsatzes kann man wechseln. Die einfachste Art der Darstellung ist das Erzählen, weil die Dinge in der Zeit aufeinanderfolgen; das kann ein blosses Nacherzählen sein, oder, was schon schwieriger ist, ein Ändern der Erzählung, indem man sie kürzt; dabei nötigt man den Schüler, das sachlich Wichtigste und das für die Darstellung Prägnanteste herauszusuchen, oder man lässt umgekehrt etwas ausmalen, wobei aber ein Termin des Raumes und der Zeit innegehalten werden soll. Ist sie darin nicht fertig, so ist sie als misslungen zu betrachten. So müssen die Kinder, wie im Leben, auf Zeit und Umstände Rücksicht nehmen. Oder man lässt z. B. ein Gedicht in chronologischer Reihenfolge erzählen; natürlich nicht ein zartes lyrisches; an dem soll man nicht rühren; aber dramatische und auch viele lyrische lassen sich sehr gut ins Erzählende umwandeln. Man kann die Kinder auch Eigenes erzählen lassen oder ihre Phantasie betätigen, indem man sie frei erfinden lässt. Das alles ist nur erzählende Form; ebenso viel Abwechslung gibt es bei der Beschreibung, obschon diese schwieriger ist, weil die Dinge im Raum nebeneinander liegen und nun vom Kind nacheinander gebracht werden

sollen. Wie man auch die dramatische Form gut im Aufsatz verwenden kann, zeigt Alex. Ehrenfeld sehr hübsch in seinen „Schulmärchen“ (Zürich, bei Speidel). Er bringt z. B. in seiner Sammlung von Aufsätzen ein Gespräch zwischen Schweinigel und Feldmaus, oder zwischen Gabel und Löffel, und man merkt diesen Aufsätzen an, dass die Kinder sie mit Lust geschrieben haben. Ins Gebiet des dramatischen Aufsatzes gehört auch der Brief, der aber nicht eine gewöhnliche Erzählung mit Datum, Anrede und Schlusssatz sein darf, sondern ein Schreiben sein soll, das zur Voraussetzung das ganz bestimmte Verhältnis des Schreibenden zum Adressaten hat. Das Kind muss sich die Person, an die es schreibt, klar vorstellen und alles auf sie beziehen. Man muss aus dem Brief genau erkennen, in was für einem Verhältnis sie zu dem Kinde steht, sonst ist der Brief nichts wert. Wieder etwas anderes ist das Referieren, das Wiedergeben der Gedanken Anderer, auch etwa eines Schriftstellers, z. B. nur auf eine Seite oder nachher nur in einen Satz zusammengefasst, der den Grundgedanken ausdrückt. Das ist, obschon es nicht viel Raum einnimmt, eine grosse Aufgabe für den Schüler. Als weiterer Schritt endlich käme das Charakterisieren; da heisst es, das logisch Wichtige und das künstlerisch Interessante in den Vordergrund bringen. Das ist für den Schüler die schwierigste künstlerische Aufgabe; so kann man etwa den Bernerbauer charakterisieren lassen oder die Nachbarsfamilie, ohne Namen zu nennen. Sehr ergiebig ist auch eine vergleichende Charakteristik. Ganz verfehlt aber ist es, einen Spruch, eine Sentenz, ein Sprichwort beweisen zu lassen; denn da weiss der Schüler zum voraus, was er beweisen soll. Das ist eine sittlich falsche, unwahre Aufgabe, wenn es auch nur über das Thema „Morgenstund hat Gold im Mund“ wäre. Das mutet dem Schüler eine unredliche Arbeit zu, denn er soll beweisen, was ihm selber gar nicht bewiesen ist. Man kann höchstens untersuchen lassen, was wahr sei an einem solchen Auspruch, nachdem man die Kinder hat finden lassen, was der Spruch eigentlich bedeute; das lasse man aber nicht mit grossen Beispielen aus der Weltgeschichte beweisen, sondern mit Beispielen aus des eigenen Erfahrung.

5. Wie sollen die Korrekturen sein? Herr v. Greyerz liest eine fehlerhafte Stelle vor und lässt die richtige Wendung für dieselbe von der ganzen Klasse schriftlich korrigieren; so werden die zehn oder zwölf markantesten Fehler behandelt. Diese Art Korrektur hat den Vorteil, dass sie die ganze Klasse interessiert, während sonst Aufsatzkorrekturstunden oft Schlummerstunden werden; auch für den Lehrer würde das eine grosse Erleichterung bedeuten. Nicht richtig ist es, bei der Taxation des Aufsatzes die Fehler zu zählen und danach die Note zu berechnen. Als ärgster Fehler ist die Unselbständigkeit und alles, was nach fremder Quelle riecht, anzusehen. Dann kommen die groben Verstösse gegen die Formenlehre, die Kasusfehler, dann stilistische Fehler, die man nicht früh genug zu korrigieren anfangen kann. Umgekehrt, wenn ein Kind mit einem Ausdruck den Nagel auf den Kopf trifft, soll man darauf hinweisen und es loben. Je nach dem Thema soll die Arbeit zu Hause oder in der Schule ausgeführt werden; die meisten, kurz zu behandelnden Themata eignen sich für die Schule. Es gibt aber auch solche, die Lust und Liebe zur Arbeit fördern sollen und für diese sollte man dem Kinde eine gute Stunde zu Hause einräumen.

Zum Schluss fasst der Referent seinen Vortrag in folgende Thesen zusammen:

1. Der schriftliche Aufsatz ist unwesentlich.
2. Der Stoff ist ganz bekanntem Gebiet zu entnehmen.
3. Es ist keine Wegleitung zu geben.
4. Es herrsche möglichst viel Abwechslung im Stoff.
5. Die Korrektur ist mit Beteiligung der ganzen Klasse auszuführen.

Francesco Petrarca.

Geboren 20. Juli 1304 in Arezzo, gestorben 18./19. Juli 1374 in Arquà bei Padua.

Ein Wort der Erinnerung darf auch unsere Zeitung einem bahnbrechenden Gelehrten und gottvollen Dichter widmen, den die ganze Kulturwelt, Italien insbesondere, im vergangenen Monate bei Anlass der sechshundertsten Wiederkehr seines Geburtstages feierte: Francesco Petrarca. Es geht nicht wohl an, dass in diesen bestimmten, begrenzten Zwecken dienenden Blättern, das, was verschiedene Tageszeitungen versäumten, nachgeholt und näheres über diese Glorie des Menschengeschlechtes mitgeteilt werde. Bücher und Zeitschriften aller Art sprechen gegenwärtig von Petrarca; wir erinnern nur an den meisterhaften Aufsatz des grossen schweizerischen Romanisten Heinrich Morf in der Julinummer der Deutschen Rundschau.

Unsere Zeit, mit ihren gründlichen Forschungsmethoden, mit ihrem weiten, alles menschliche begreifenden und verzeihenden Sinne, mit ihrer Sehnsucht nach dem Schönen, weiss die wissenschaftliche Schatzgräberarbeit Petrarcas besonders zu würdigen und ihm seine Verdienste als Humanist, als Altertumskenner und lateinischer Schriftsteller und seine Renaissancevaterschaft zu danken; sie erklärt sich das krankhaft-unstete Wesen des Überempfindsamen, der, trunken von der Antike, sich selbst von den heimlichen Fesseln des Mittelalters nicht ganz befreien kann und darob unsäglich leidet, sie dringt ein in die komplizierte Psyche des zwischen zwei Weltaltern Stehenden, der bald der christlichsten Askese und bald dem heidnischen Ruhmesverlangen huldigt und dabei zeitlebens eifersüchtigen Blickes zum ehernen Dante emporschaut; um seine formschönen und inhaltsreichen italienischen Liebeslieder an Laura, der er seine dichterische Kraft fast völlig weihet, vergessen wir Frauen, die wir auch zuerst Menschen sein wollen, dass er unser Geschlecht verachtete, unsomehr, als er ja indirekt die neue Wertung der Frau ermöglichte, die das geistige Leben des italienischen Quattrocento schmückt und ihm zum teil seinen unverwüstlich rosigen Zauber verleiht. Italien, als einiges, freies, starkes Land, sieht ausserdem zum Sänger der Kanzone „Italia mia“, wie zu einem seiner Schöpfer auf, der die glühendste und beste moderne Vaterlandslyrik, wie die eines Leopardi, inspirierte.

In Arezzo, wo er geboren wurde, in Avignon, an das ihn seine Liebe knüpft, in Vacluse, in dessen Einsamkeit er Trost suchte, auf dem Mont Ventoux, den er — o Wunder! — zur Lust, als Tourist bestieg, in Rom, wo er die ersehnte Lorbeerkrone erhielt, in den unzähligen Städten und Städtchen Italiens, wohin ihn sein irrender Fuss führte, und wo ihm alles entgegenjubelte, im stillen Arquà, wo ihn nachts, bei der Arbeit, der Tod einholte, besonders aber in der Stadt der Künste, in Florenz, aus der seine Familie stammte und der er sich mit Recht verwandt fühlte, mögen wir, falls es uns vergönnt sein